

# Im Siebenbürger Sachsenlande.

Pub. Wagner in „Kolonie und Heimat“.

Ich bin e Satz,  
Des Stum als meng,  
Wer Herrgott  
Mag e Wächter sen.

Ich bin ein Sachs, dies Haus ist  
mein, unfer Herrgott mög' sein  
Wächter sein.  
Dieser fromme und dabei selbstbe-  
wusste Spruch, der in Wiedelsberg,  
zwei Stunden von Hermannstadt, an  
einem Bauernhause steht, ist so recht  
bezeichnend für die Denkart der  
Siebenbürger Sachsen, der übrigens  
eigentlich kein Sachs ist, sondern  
Frank, denn seine Vorfahren sind  
aus der Moselgegend und aus Lu-  
xemburg eingewandert. Auch die  
Dialekte, die noch heute in Sieben-  
bürgen zu Hause sind, klingen ganz  
rheinish, und ich habe mir erzählt  
lassen, daß in manchen Teilen von  
Siebenbürgen genau dasselbe Idiom  
gesprochen wird wie in Luxemburg.  
Der den Siebenbürger Sachsen  
in seiner ganzen ursprünglichen Ei-  
genart kennen lernen will, der muß  
mit ihm in die Kirche gehen, sagte  
mir ungefähr ein gebildeter Deut-  
scher aus Budapest auf der Fahrt  
durch die Puszta, deren Einförmig-

keit hinreichend Muße für nachdent-  
liche Gespräche gewährt. Und das-  
selbe wurde mir in Hermannstadt  
geraten, als ich zu erkennen gegeben



Kirchgang in einem sächsischen Dorf bei Hermannstadt.

der deutschen Bauern, die vor 800  
Jahren das Land der Wildnis ab-  
gerungen und in ein Kulturland um-  
gewandelt, die ihre Heimat jahrhun-  
derte lang in blutigen Kämpfen ge-  
gen Tataren und Türken verteidigt  
haben. Die edigen Schädel mit den  
blonden Haaren und blauen Augen  
legen deutliches Zeugnis davon ab,  
daß ich reine deutsche Rasse vor mir  
habe, reiner vielleicht als in mancher  
Gegend des Deutschen Reiches.  
Und weiter wandern die Gedanken:  
diese Männer und ihre Väter sind  
seit 800 Jahren Herren auf der  
selbstherrberrten Scholle, sie waren  
niemandes Knecht, nicht Leibeigene  
wie unsre Bauern in Deutschland  
nach vor hundert Jahren. Was  
Siebenbürgen ist, haben sie aus ei-  
gener Kraft geschaffen. Als ich diese  
fünfzig Bauern in der Kirche von  
Stolzenburg gesehen und die stolze  
Geschichte des Landes im Geiste hatte  
an mir vorüberziehen lassen, ist mir  
erst die Bedeutung einer Neuerung  
aufgegangen, die ein par Tage zu-  
vor ein gebildeter Magyar nach eini-  
gen für die Regierung in Budapest

hatte, daß ich in erster Linie der  
Sachsen wegen gekommen sei. Zwar  
wird es dem Reisenden, wenn er den  
Hermannstädter Bahnhof mit seiner  
magyarischen Amtssprache hinter sich  
hat, trotz der massenhaft umherum-  
melnden Walachen oder Rumänen  
rasch klar, daß es gute deutsche Kul-  
tur ist, die ihn umgibt; Hermann-  
stadt sieht auch nicht viel anders aus  
als irgend eine Landstadt in Süd-  
westdeutschland — höchstens mit dem  
Unterschied, daß Hermannstadt eine  
richtiggehende elektrische Straßen-  
bahn hat und verschiedene andere  
Erregenschaften der modernen Kultur,  
deren sich gleich große Städte in  
Deutschland nur selten erfreuen kön-  
nen.

Ich war demnach darauf gespannt,  
in das kirchliche Leben unserer  
Siebenbürger Landleute einen Einblick  
zu bekommen. Das ist nicht so  
ganz leicht. Der Sachs ist dem  
Fremden gegenüber zunächst zurück-  
haltend, bis er weiß, wozu Geistes  
Kind dieser ist. Bei der erpönten  
Stellung des Sachsentums in Sie-  
benbürgen ist das nur verständlich.  
Aber die freundliche Führung des  
Obmanns des Siebenbürgischen Ra-  
cepatenvereins, Professor Repp am  
sächsischen Gymnasium in Hermann-

stadt, hat mir alle Türen geöffnet,  
und man kann wohl sagen, daß ich  
in meinem Leben noch nirgends so  
herzlich aufgenommen worden bin,  
wie in Hermannstadt und im Pre-  
digerhause in Stolzenburg, im El-  
ternhause meines Mentors. In  
Stolzenburg nämlich sollte ich Gele-  
genheit erhalten, den Sachsen in der  
Kirche kennen zu lernen. War schon  
die Wagenfahrt bei herrlichem Som-  
merhimmelschein durch prangende  
Fluren und freundliche Sachsendör-  
fer, im Rücken die mächtig aufsteigende  
Wand der Karpathen, ein Genuß, so  
hat der Kirchgang in Stolzenburg  
alle meine Erwartungen übertraffen.  
Malerische Trachten und das bunte  
Bild eines sonntäglichen Kirchgangs  
kenne ich schließlich schon von meiner  
süddeutschen Heimat. Aber dort ist's  
ein mehr fröhliches Bild, vielfach  
mit der Ouverture zum sonntäglichen  
Tanzergebnis. Was mich in Sie-  
benbürgen gepackt hat, ist der schiere  
Ehrgeiz, mit dem der Sachs sozusam-  
en seinem Herrgott sich nahet. Da  
sagen nun in ihren uralten Trachten,  
strenge nach Altersklassen und dem  
Geschlecht getrennt, die Nachkommen

der deutschen Bauern, die vor 800  
Jahren das Land der Wildnis ab-  
gerungen und in ein Kulturland um-  
gewandelt, die ihre Heimat jahrhun-  
derte lang in blutigen Kämpfen ge-  
gen Tataren und Türken verteidigt  
haben. Die edigen Schädel mit den  
blonden Haaren und blauen Augen  
legen deutliches Zeugnis davon ab,  
daß ich reine deutsche Rasse vor mir  
habe, reiner vielleicht als in mancher  
Gegend des Deutschen Reiches.  
Und weiter wandern die Gedanken:  
diese Männer und ihre Väter sind  
seit 800 Jahren Herren auf der  
selbstherrberrten Scholle, sie waren  
niemandes Knecht, nicht Leibeigene  
wie unsre Bauern in Deutschland  
nach vor hundert Jahren. Was  
Siebenbürgen ist, haben sie aus ei-  
gener Kraft geschaffen. Als ich diese  
fünfzig Bauern in der Kirche von  
Stolzenburg gesehen und die stolze  
Geschichte des Landes im Geiste hatte  
an mir vorüberziehen lassen, ist mir  
erst die Bedeutung einer Neuerung  
aufgegangen, die ein par Tage zu-  
vor ein gebildeter Magyar nach eini-  
gen für die Regierung in Budapest

hatte, daß ich in erster Linie der  
Sachsen wegen gekommen sei. Zwar  
wird es dem Reisenden, wenn er den  
Hermannstädter Bahnhof mit seiner  
magyarischen Amtssprache hinter sich  
hat, trotz der massenhaft umherum-  
melnden Walachen oder Rumänen  
rasch klar, daß es gute deutsche Kul-  
tur ist, die ihn umgibt; Hermann-  
stadt sieht auch nicht viel anders aus  
als irgend eine Landstadt in Süd-  
westdeutschland — höchstens mit dem  
Unterschied, daß Hermannstadt eine  
richtiggehende elektrische Straßen-  
bahn hat und verschiedene andere  
Erregenschaften der modernen Kultur,  
deren sich gleich große Städte in  
Deutschland nur selten erfreuen kön-  
nen.



Junge Putzländerin aus der Kronstädter Gegend.

in Zeiten wirtschaftlicher Not den  
Sachsen einen gewissen gleichmäßigen  
Wohlfand gesichert. Im Wandel  
der Zeiten ist natürlich manches  
davon abgefallen, aber an die Stelle  
direkter Hilfe des Nachbarn sind  
großzügige Organisationen getreten,  
die dem Gemeinwohl unserer Sieben-  
bürger Landleute ein glänzendes  
Zeugnis ausstellen. Nun soll man  
aber aus dem hier geschilderten zä-  
hen Festhalten an alten Bräuchen  
nicht schließen, daß das Sachsenvolk  
für einen gefunden Fortschritt unzu-  
änglich sei. Ich habe im Gegenteil  
in der Unterhaltung mit Siebenbü-  
rger Bauern gefunden, daß diese über  
die Verhältnisse des öffentlichen und  
Wirtschaftslebens besser unterrichtet  
sind, als der reichsdeutsche Bauer.  
Die Schulverhältnisse sehen in  
Stadt und Land durchaus auf der  
Stufe der deutschen. Freilich ist in  
die Selbstverwaltung der Sachsen  
auf dem Gebiet der Schule von der  
Regierung auch schon Beschränkung  
gekommen, indem der Unterricht in der magya-  
rischen Sprache eingeführt werden  
müßte. Die Hauptsache ist aber, daß  
das heranwachsende Geschlecht zwar  
nebenbei ungarisch lernt, sonst aber  
deutsch spricht, denkt und fühlt.



Ein malerischer Winkel in Hermannstadt, im Hintergrunde die sächsische Pfarrkirche.

Während einer Erb-  
schaftsverhandlung vor dem Kratoauer  
Zivilgericht stürzte der 69 Jahre alte  
Advokat Dr. Ferdinand Joppenski  
während eines Plädoyers vom Schlag-  
gerührt zu Boden und war auf der  
Stelle tot. Sein Klient, ein ge-  
wisser Garbach, warf sich schluchzend  
über die Leiche und rief: „Herr Doc-  
tor, Sie haben mich so gut verteidigt!“  
Dr. J. war seit Jahren blind, führte  
aber dennoch die Geschäfte seiner  
Kanzlei weiter. Die Akten ließ er  
sich stets vorlesen und führte seine  
Prozesse nach dem Gedächtnis durch.

# Die Werkzeuge des Wintersports.

Von Franz W. Feldhaus, Friedebau.

Als Schnee und Eis auf dem euro-  
päischen Festlande noch eine weit ge-  
breitere Verbreitung hatten, als heute,  
eroberte der Mensch sich die ersten,  
einfachen Hilfsmittel, auf der langen,  
weißen Winterfläche sicher und schnell  
vorwärts zu kommen.

Die nordische Sage erzählt uns,  
daß der Ase Aller, der Beschützer des  
Gefanges, zuerst den Schlittschuh er-  
fand, um über die Eiszäunen schnell  
dahin eilen zu können. Die allge-  
meinliche Welt, die sich ihre Götter-  
sagen dichtete, kannte also den Schlitt-  
schuh. Und in der Tat, wir fanden  
an vielen Stellen in Europa Schlitt-  
schuhe aus der Steinzeit. In der  
Schweiz und in Schweden, im Spre-  
ebett bei Berlin und Spandau, in  
England, Norwegen und Ungarn tra-  
ten solche Funde zu Tage. Der alte  
Schlittschuh unserer Vorfahren be-  
stand aus Rippen oder Röhrenknochen  
großer Tiere, die an der unteren  
Kante und meist auch an den Seiten  
glatt geschliffen und am hinteren Ende  
mit einem Loch versehen waren. Die  
Länge dieser beinernen Schlittschuhe  
betrag zwischen 10 und 12 Zoll.  
Durch das Loch befestigte man wahr-  
scheinlich den Hupriemen. Solche  
Knöchenschlittschuhe erhielten sich seit

der Pfähigkeit bis in das späte Mi-  
ttelalter hinein. Ein englischer Chro-  
nikler erzählt uns nämlich im 13. Jahr-  
hundert, daß die Londoner Jungen sich  
„Knochen“ unter die Füße binden  
und damit im Winter über das Eis  
laufen. Selbst Theodor Storm er-  
zählt in seiner Novelle „Auf der  
Unversität“ noch, daß man sich der  
Knöchenschlittschuhe bediene: „Von  
Alt und Jung aus zwoen und auf  
einem Schlittschuh, sogar auf einem  
untergebundenen Röhrenknöchlein wur-  
de die edle Kunst des Eislaufens ge-  
übt“. Der hölzernen Schlittschuhe,  
mit eingelagerter Eisenkante, scheint eine  
Erfindung der Holländer zu sein.

Eine äußerst anschauliche Darstel-  
lung des Eislaufs in alter Zeit haben  
wir in einem Kupferstich aus dem  
Jahre 1565. Vor der Stadtmauer  
ist der Graben zugefroren. Es ist  
bitter kalt, so daß die Leute sich bis  
über die Nase in ihre Mäntel ein-  
füllen. Von den Willen, vom Brüs-  
telfänger herab und von den Wall-  
usern her sieht das gemeine Volk  
und der Bürger dem lustigen Treiben  
auf dem Eise zu. Die Erinnerung an  
den Knöchenschlittschuh ist noch  
nicht ausgehorben; denn im Vorder-  
grund dieses Bildes, von der Mitte



Hans Georg, Jäger von Kahlwang in Obersteiermark.

gen Leute der großen Gesellschaft hin-  
aus, um sich dort zu befestigen. Sie  
nehmen einen Anlauf, drehen den  
Körper nach der Seite, streizen die  
Beine und schleifen so ein gutes Stück  
Weges fort. Andere nehmen einen  
Eisblock und benutzen ihn als Stütze;  
einige spannen sich vorn an, indem

ein wenig nach links, fährt ein Kind  
in einem großen knöchernen Rinn-  
boden. Also hat unser kleiner Kin-  
derschlitt seinen Urabnen in einem  
Pferdekinnboden! Am Rande des  
Eises sieht man, wie Mann und Frau  
sich die richtigen, hölzernen Schlitt-  
schuhe mit viel Riemenwerk an die  
Füße binden. Die Schlittschuhläufer  
sicht man in den dröcklichsten Stellun-  
gen. Einer ist hingefallen, der andere  
eingebrochen. Im Hintergrunde des  
Bildes sieht man einen langen Rei-  
gen, der einer Fahne folgt. Einis da-  
von wird sogar schon Polo auf dem  
Eise gespielt.

Von Holland aus, wo das Eis oft  
wochenlang den einzigen Verkehrs-  
weg bildet, kam das Schlittschuhlaufen  
zuerst nach England. Gegen Ende des  
16. Jahrhunderts schreibt der Chro-  
nikler John Dow darüber: „Sobald  
der große Sumpf, der sich bei Moorfield  
an der nördlichen Mauer der City  
erstreckt, gefroren ist, gehen die jun-

# Der Schlittschuhläufer.

Von Franz W. Feldhaus, Friedebau.

Der heute so beliebte Schlittschuh,  
auf dem man schnell über losen  
Schnee hinweggleiten kann, hat seinen  
Vorfahren in dem Schlittschuh, der  
nur das tiefe Einsinken in den Schnee  
zu verhindern hat, in dem sogenann-  
ten Schneereifen. Schon Xenophon  
berichtet uns ums Jahr 350 vor Chr.,  
daß die Armerier zur Winterszeit ihren  
Pferden Stöße um die Füße bin-  
den, um die Sohlenfläche des Tieres  
zu vergrößern und so das Einbrechen  
zu verhindern. Fast 400 Jahre spä-  
ter erzählt Strabon, daß man im  
Kontinental ungenierte Ochsenfelle un-  
ter die Füße bestreute, um im Schnee  
nicht einzubrechen. In Norwegen war  
der Schlittschuh im 10. Jahrhundert  
schon bekannt. Die altindische My-  
thologie hat eine besondere Schlitt-  
schuhgöttin. Das Schiff wird  
„Schlittschuh des Meeres“ genannt.

Keiner ist so interessant als eine bildliche  
Darstellung des Polospiels auf  
Schlittschuhen aus dem Jahre 1675.  
Ein vornehmer Herr in Mantel, Win-  
terkappe, Ruff und Handschuhen stößt  
sich im Vordergrund auf einen am  
Griff reich geschmückten Poloschläger.  
Es ist auffallend, daß dieses alte Eis-  
ballspiel erst in unseren Tagen we-  
der weitere Verbreitung findet.

Den größten Einfluß auf die Aus-  
breitung des Schlittschuhlaufes übte  
Klopstock aus. Er war selbst ein  
leidenschaftlicher Schlittschuhläufer  
und wurde durch die herrlichen Oden  
„Der Eislauf“ (1764) und „Die  
Kunst des Eislaufes“ (1767), wie auch durch  
die „Winterfreuden“ zum Propheten  
für diesen damals in Deutschland  
neuen Sport. In dem letztgenannten  
Gebiet bedauert der damals 73jäh-  
rige Dichter, dem Eisfrost entzogen  
zu müssen. Wie gern hätte er den  
Erfinder des Schlittschuhes mit Na-  
men genannt. Von den vorgefähr-  
lichen Funden wußte die Zeit Klop-  
stocks noch nichts; so klagt der Dichter  
in seinem „Eislauf“:

„Vergraben ist in ewige Nacht  
Der Erfinder großer Kräfte und oft!  
Was ihr Geist grübelnd entdeckt,  
nützen wir,  
Aber belohnt Ehre sie auch?“

Durch Klopstock wurde Goethe zur  
Erfahrung des Schlittschuhlaufes  
angeregt: „Bei eintretendem Winter  
tat sich eine neue Welt vor uns auf,  
indem ich mich zum Schlittschuh-  
läufer, das ich vorher nicht versucht hat-  
te, rasch entschloß. Diese neue Wohl-  
tätigkeit waren wir Klopstock schuldig,



Eislauf in alter Zeit.

seiner Begeisterung für diese glückliche  
Bewegung. Ich erinnere mich ganz  
genau, daß an einem heiteren Früh-  
morgen ich, aus dem Bette springend,  
mir verschiedene Stellen aus Klop-  
stocks Oden zurief. Mein gauderndes,  
schwankendes Entschluß war so-  
gleich bestimmt, und ich floh stred-  
lings dem Orte zu, wo ein so alter  
Anfänger mit einiger Schicklichkeit  
seine ersten Übungen vornehmen  
kann. Wenn wir uns im Dämmer-  
licht zusammenfanden, erscholl das  
ungeheuerliche Lob des Stichters un-  
serer Freuden. Solchen Dank verdient  
sich ein Mann, der irgendein irdisches  
Gut durch geistige Anregung zu ver-  
edeln und würdiger zu verheben weiß.“  
Von den späteren Förderern des  
Schlittschuhlaufes sind die Dopen-  
gängerin Henriette Sonntag und der be-  
rühmte Geiger Joachim besonders zu  
nennen. Die Sonntag gewann die  
Berliner Damenwelt in den Vier-  
ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für

# Der Schlittschuhläufer.

Von Franz W. Feldhaus, Friedebau.

den Schlittschuhläufer, während Jo-  
achim in Hannover den Eislauf popu-  
lär machte. Als Joachim, damals  
schon eine populäre Persönlichkeit, den  
ersten Eislauf wagte, fiel er natürlich  
Weges fort. Der Mann, der ihm die Schlitt-  
schuhe angeknallt hatte, schüttelte  
darüber den Kopf und sagte zu dem  
berühmten Musiker: „Ja, ja, Herr  
Konzertmeister, es ist ganz leicht, aber  
so leicht wie bei Weigeln spielen ist es  
denn doch nicht!“ In der Schweiz  
wurde der Schlittschuhlauf in der Er-  
ziehungsanstalt von Hellenberg zu  
Hofen besonders gepflegt. Auch  
Guts-Muths und Zahn traten für  
die Einführung des Eislaufes ein.  
Als die Amerikaner den gelunden  
Sport kennen lernten, bildeten sie ihn  
und den Schlittschuh aus. An Stelle  
des plumpen, mit vielen Riemen zu  
befestigenden Schlittschuhs trat der  
mechanische, durch Schrauben an die  
Sohle gepreßte amerikanische Schlitt-  
schuh. Heute wird in Amerika in den  
Schlittschuhen ein großer Luxus ge-  
trieben.

Der heute so beliebte Schlittschuh,  
auf dem man schnell über losen  
Schnee hinweggleiten kann, hat seinen  
Vorfahren in dem Schlittschuh, der  
nur das tiefe Einsinken in den Schnee  
zu verhindern hat, in dem sogenann-  
ten Schneereifen. Schon Xenophon  
berichtet uns ums Jahr 350 vor Chr.,  
daß die Armerier zur Winterszeit ihren  
Pferden Stöße um die Füße bin-  
den, um die Sohlenfläche des Tieres  
zu vergrößern und so das Einbrechen  
zu verhindern. Fast 400 Jahre spä-  
ter erzählt Strabon, daß man im  
Kontinental ungenierte Ochsenfelle un-  
ter die Füße bestreute, um im Schnee  
nicht einzubrechen. In Norwegen war  
der Schlittschuh im 10. Jahrhundert  
schon bekannt. Die altindische My-  
thologie hat eine besondere Schlitt-  
schuhgöttin. Das Schiff wird  
„Schlittschuh des Meeres“ genannt.

Keiner ist so interessant als eine bildliche  
Darstellung des Polospiels auf  
Schlittschuhen aus dem Jahre 1675.  
Ein vornehmer Herr in Mantel, Win-  
terkappe, Ruff und Handschuhen stößt  
sich im Vordergrund auf einen am  
Griff reich geschmückten Poloschläger.  
Es ist auffallend, daß dieses alte Eis-  
ballspiel erst in unseren Tagen we-  
der weitere Verbreitung findet.

Den größten Einfluß auf die Aus-  
breitung des Schlittschuhlaufes übte  
Klopstock aus. Er war selbst ein  
leidenschaftlicher Schlittschuhläufer  
und wurde durch die herrlichen Oden  
„Der Eislauf“ (1764) und „Die  
Kunst des Eislaufes“ (1767), wie auch durch  
die „Winterfreuden“ zum Propheten  
für diesen damals in Deutschland  
neuen Sport. In dem letztgenannten  
Gebiet bedauert der damals 73jäh-  
rige Dichter, dem Eisfrost entzogen  
zu müssen. Wie gern hätte er den  
Erfinder des Schlittschuhes mit Na-  
men genannt. Von den vorgefähr-  
lichen Funden wußte die Zeit Klop-  
stocks noch nichts; so klagt der Dichter  
in seinem „Eislauf“:

„Vergraben ist in ewige Nacht  
Der Erfinder großer Kräfte und oft!  
Was ihr Geist grübelnd entdeckt,  
nützen wir,  
Aber belohnt Ehre sie auch?“

Durch Klopstock wurde Goethe zur  
Erfahrung des Schlittschuhlaufes  
angeregt: „Bei eintretendem Winter  
tat sich eine neue Welt vor uns auf,  
indem ich mich zum Schlittschuh-  
läufer, das ich vorher nicht versucht hat-  
te, rasch entschloß. Diese neue Wohl-  
tätigkeit waren wir Klopstock schuldig,

seiner Begeisterung für diese glückliche  
Bewegung. Ich erinnere mich ganz  
genau, daß an einem heiteren Früh-  
morgen ich, aus dem Bette springend,  
mir verschiedene Stellen aus Klop-  
stocks Oden zurief. Mein gauderndes,  
schwankendes Entschluß war so-  
gleich bestimmt, und ich floh stred-  
lings dem Orte zu, wo ein so alter  
Anfänger mit einiger Schicklichkeit  
seine ersten Übungen vornehmen  
kann. Wenn wir uns im Dämmer-  
licht zusammenfanden, erscholl das  
ungeheuerliche Lob des Stichters un-  
serer Freuden. Solchen Dank verdient  
sich ein Mann, der irgendein irdisches  
Gut durch geistige Anregung zu ver-  
edeln und würdiger zu verheben weiß.“  
Von den späteren Förderern des  
Schlittschuhlaufes sind die Dopen-  
gängerin Henriette Sonntag und der be-  
rühmte Geiger Joachim besonders zu  
nennen. Die Sonntag gewann die  
Berliner Damenwelt in den Vier-  
ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für

ches ist genau zwischen dem ringfö-  
rigen Schlittschuh, dem jadisgen Eis-  
schuh und dem langen Ski unter-  
schieden. Der römische Holzschneider,  
der die Abbildung für das Buch anfer-  
tigte, hat aus den richtig beschriebenen  
Ski allerdings nur riesige Schne-  
beschuhe gemacht, die nach hinten hin  
überhaupt nicht über den Fuß hin-  
ausragen. In dem Feldzug gegen  
die Polen wurde der Ski von den  
Schweden im Jahre 1610 für die  
Soldaten zuerst eingeführt. Wäh-  
rend die Polen wegen des tiefen  
Schnees nicht vorwärts kommen  
konnten, bewegten sich die Schweden  
auf ihren fünf Fuß langen Schne-  
schuhen mit großer Sicherheit und  
Geschwindigkeit und schaden die  
Polen sehr.

Heute unterscheidet man drei Arten  
von Ski: die aus Osterdal, die an  
beiden Enden aufgebogen sind, und  
bei denen der linke Schuh weit län-  
ger ist, als der rechte; die von Finn-  
land, die an beiden Enden schwach  
gebogen sind, aber einen breiten,  
tiefen Rand haben, und die am weit-  
esten verbreiteten Telemar-Schuhe  
oder Christiania-Schuhe. Sie sind  
vorn stark aufgebogen und an der  
Aufhängungsstelle breiter. In der  
Mitte sind sie nach oben hin einge-  
bogen, und der Länge nach tragen sie  
meist eine Rinne. In Südbeu-  
land und der Schweiz hat der Schne-  
schuhport jetzt bereits eine so große  
Ausbreitung angenommen, daß die  
Eisenbahnverwaltungen neuerdings  
besondere Wagen bauen lassen muß-  
ten, die den Transport der Schne-  
schuhläufer in die Gebirge überneh-  
men. Die langen Schneeschuhe liegen  
bei diesen Wagen in besonderen Ge-  
stellten längs der Außenseiten.

# Südwestlicher Nibenzucker.

Erst vor einer Generation wurde  
die erste Nibenzucker-Fabrik unseres  
fernen Südbwestens angelegt, und  
zwar auf einer „Ranch“ unterhalb  
Pomona, Cal., die erregte großes  
Aufsehen. Heute haben wir sieben sehr  
bedeutende Nibenzucker-Fabriken  
auf diesem Gebiete; die siebente wurde  
ganz kürzlich eröffnet.

Obwohl die Aussichten für den  
heutigen Zuckerrüben-Ertrag in die-  
sen Gegenden längere Zeit schon aus-  
sahen, und die Regenfälle spät kamen  
und auch dann unter dem Durch-  
schnitt waren, ist im allgemeinen eine  
ausgezeichnete Ernte erzielt worden.  
Und trotzdem zum Teil die Rüben  
nicht groß sind, ist der S a c h a r i n-  
G e h a l t ein erstaunlich großer, und  
sie bringen etwa sieben Dollars pro  
Tonne. Eine der größten betreffen-  
den Pflanzungen ist diejenige der „Ame-  
rican Sugar Co.“ im kalifornischen  
San Fernando-Tale, wo etwa  
2500 Acres mit Zuckerrüben bestan-  
den sind.

Eine ganze Armee von Arbeiter-  
leuten ist hier und anderwärts noch  
i p a t im Jahre mit dem Einbringen  
und Fortschaffen der Zuckerrüben und  
mit ihrer Verarbeitung in der Fabrik  
beschäftigt. In allen diesen Fabriken  
wird das Zerhacken der Zuckerrüben,  
nebst den zugehörigen Arbeiten,  
noch bis Anfang August, — ja selbst  
bis zu Weihnachtstage fortgesetzt! Und  
auch brauchen auf den Feldern herrlich  
ziemlich lange ein sehr gutes Treiben.  
Die Löhne dieser Leute sind unge-  
fähr ebenso hoch, wie in den Weizen-  
feldern von Kansas, — mit dem  
wichtigen Unterschied jedoch, daß die  
Nichtigkeit bedeutend länger dau-  
ert.

Diese Zuckerrüben-Industrie ist  
in beständigem Wachsen begriffen und  
kann schon jetzt nicht nur den ganzen  
Bedarf des Südbwestens decken, son-  
dern auch noch einen großen Ueber-  
schuß für die Ausfuhr lassen.

# Die englischen Militärbehörden.

Die englischen Militär-  
behörden waren während der jün-  
gsten Manöver erstaunt, zwischen den  
Orten Hitchin und Baldof eine Stadt  
zu finden, die 7000 Einwohner  
zählte, aber auf den militärischen  
Karten nicht bezeichnet war. Dies  
war Letchworth, die „Gartenstadt“,  
die während der letzten 10 Jahre ent-  
standen ist. Eine Londoner Sonntags-  
zeitung bemerkt hierzu, daß, wenn  
die englischen Militärbehörden sich  
vom deutschen Generalstab eine Karte  
Englands ausgehändigt hätten, sie auf  
dieser sicherlich Letchworth gefunden  
hätten.

# Einen schrecklichen Tod.

sond der Kranführer Michael Ol-  
senst in Langermünde, der einen  
Kran in den Meierschen Zuckerrüben-  
fabrik bediente. Ein Kahnführer wollte  
sein 20 Zentner schweres Steuer in  
seinen Kahn einfügen und bei Ol-  
senst um Hilfe, die dieser ihm  
auch gewähren wollte. Olsenst be-  
festigte das Steuer an dem Greifer  
seines großen Dampfstrahlers und  
setzte diesen dann in Bewegung. Er  
hatte aber übersehen, daß der Kran  
mit dem Untergerüst an den Schienen  
festgeklemmt war. Als nun der Grei-  
fer die schwere Last anhub, stürzte der  
ganze Kran mit samt seinem Führer  
ins Wasser. Erst nach dreistündiger  
Tätigkeit gelang es, den Kran bis  
auf einen Meter zu heben. Taucher  
schlugen nun die Tür ein und borgen  
die Leiche des ertrunkenen Führers.

Das Feuer in Staken brauchen  
aufgeleitet, verliert 20 Prozent seines  
Wertes.

Das Feuer in Staken brauchen  
aufgeleitet, verliert 20 Prozent seines  
Wertes.

Das Feuer in Staken brauchen  
aufgeleitet, verliert 20 Prozent seines  
Wertes.

Das Feuer in Staken brauchen  
aufgeleitet, verliert 20 Prozent seines  
Wertes.

Das Feuer in Staken brauchen  
aufgeleitet, verliert 20 Prozent seines  
Wertes.

Das Feuer in Staken brauchen  
aufgeleitet, verliert 20 Prozent seines  
Wertes.

# Jäger mit Eislauf aus dem Kanton Glarus.

Jäger mit Eislauf aus dem Kanton  
Glarus.

Jäger mit Eislauf aus dem Kanton  
Glarus.